

KARL WOLFSKEHL

Beruf und Berufung der Bibliophilie
in unserer Zeit

Die Zeit des Sammelns aus Überfluß, Muße oder Prunksucht ist vorbei. Sie ist vorbei, gewiß und auf immer für uns Deutsche innerhalb des Reichs und Österreichs, sie wird bald auch im übrigen Europa verrauschen. In dem fremden, rätselhaft unheimlichen Neugebilde, der russischen Welt fehlt mit jeder Möglichkeit zur Selbstbesinnung und Umschau auch diese Form des Rückgreifens, Bewahrens. Heute läßt sich schon voraussagen, daß das Erbe der Vergangenheit nicht nur in Denkmälern und Zeugnissen, sondern auch als lebendiger Strom in Gefahr ist, zu versiegen.

Nicht nur die bittere Not gibt dieser Gefahr mehr und mehr Vorschub. Ein tieferes, innerlich mit dieser Not also Verwobenes, daß keiner zu sagen wüßte, wo Zettel ist und wo Einschlag, greift hier noch bestimmender ein, noch zerstörender. Auch in unseren eigenen Bezirken verfällt mit der Unlust, ja dem Überdruß am dinglichen Besitz zugleich die Neigung, mit ihr die Gabe, einen über Nutz und Zweck hinaus vorhandenen Wert der Dinge zu erkennen, oder gar sinnfällig, seelenfällig also zu erspüren. „Die Freude an schönen Dingen“ verkümmert, verschwindet wohl ganz. Daß Statistiken Maßnahmen, pflichtgemäße und darum notwendigerweise sinnlos tappende oder tölpelnde Rettungsversuche davon noch nichts wissen und melden, besagt nichts. Hinter diesen Schleiern und Kulissen sieht es anders aus, ist schon alles entschieden. So wie in gorgonisch fürchterlicher Umkehrung des uralten Kronos-Mythus heute die Zeit verschlungen wird vom Dämon Augenblick, so wie allenthalben, auf jedem Seinsgebiet die Vertikal-

reihen verdrängt und zersprengt werden von Horizontalballungen, so kann es kommen, daß bald jeder nicht völlig dem Götzen Gegenwart verdungene Dienst am Gewesenen wider den öffentlichen Anstand geht, wider die Moral. Aus den Dingen werden Sachen, das wundersam Gewesene, ehemals ein Schatzhaus, ein Tempel oder eine, köstlichste Lebensessenzen haltende, bereitende, aushauchende Krypte, wird, wo es nicht ganz verschüttet ist, bestenfalls ein Steinbruch oder ein Kohlenbergwerk, und, noch einmal gesagt, wer ihm anders zugewandt ist, ehrfürchtig und liebend, der wird verdächtigt, bald vielleicht verfemt, gilt als Feigling oder Tagedieb.

Mag es im Moment, da wir dies hinschreiben, auch noch nicht bis dahin gekommen sein, mögen wir vorgreifend einen innerlich, „auf Sternen“ bereits vollzogenen Umschwung, zu früh und zu endgültig in der von ihm noch nicht völlig verstümmelten Welt wirken lassen: Jedem berufenen Hüter ziemt es, durch den Zufall und Wirrwarr von Einzelzügen hindurch auf das wirkliche Gesicht zu blicken, die Zeichen zu erspähen und zu deuten. Denn wenn das Geschick sich vollzogen hat, so daß jeder merkt, was geschehen ist, dann kommt Hilfe und Abwehr zu spät.

Hilfe und Abwehr — was befugt uns, wer ruft uns auf, hier Einhalt zu gebieten? Wäre es nicht ein lächerlich-ohnmächtiges, darum Kraft vergeudendes, darum (nicht nur im heutigen Engsinn) frevlerisches Schwimmenwollen wider den Strom, den reißend unaufhaltsamen? Viel wäre hierauf zu erwidern. Vor allem doch dies: Mögen wir sie aus unserem Bewußtsein, unserm Gefühl, unserm Ethos ausmerzen — nie können wir die Vergangenheit zernichten, abtun. Was war, west weiter, so es aber nicht mehr gesehen wird und gehegt, nicht mehr würzig einströmt, zersetzt es sich, wird Gespenst, würgender vampyrischer Nachtmahr. „Ehret und opfert“, mahnt der „Chor der Toten“ bei dem großen Schweizer Dichter.

Unglaublich, ja töricht mag solches Wort klingen in den unfrommen, hall-losen Ohren der meisten. Ich wende mich nicht an sie. Ich weiß, an wen ich mich wende, und daß man mir Gehör schenkt, wo ich vernommen sein will. Ich spreche unter

und zu Freunden des Buches, des nicht nur vorzüglichsten, sondern eigentlichen Erbträgers also, und ich spreche vom Buche von gestern, nicht vom Buche des Augenblicks und der kommenden Tage, das andere Aufgaben erfüllt, dessen Daseinskampf von anderen Helfern geschützt, von anderen Feinden bedrängt ist. Mein Augenmerk, Spruch und Schirm gilt dem lebendigen Zeugen des weiter währenden Einstmals.

Zu oft habe ich vom alten Buch als von einer durch manche Zeiten und Hände gegangenen Wesenheit gesprochen, als daß ich heute noch dabei zu verweilen hätte. Vielleicht doch waren die Folgerungen, die ich zog, zu spielend, zu liebhaberisch. Wer jetzt noch vom Eros des Büchersammelns, Bücherliebens, Bücherumschwärmens zu künden wagt, verwirkt nicht nur die Achtung der dröhnend brutalen Zeitherren, was er verschmerzen könnte, sondern sein eigenes Gewissen warnt ihn wie vor einem verbotenen, wenn auch, ach, so unentrinnbaren, ach so süßen Fehl. Nichts, was geschieht, darf mehr den „zarteren Genien des Lebens“ dienen. Als jüngst in einem Nachbarlande ein gesetzlicher und natürlich völlig erfolgloser Vogelschutz eingerichtet wurde, geschah dies ausdrücklich nicht wegen der „sentimentalen Gefühle, Anwandlungen und Wünsche“, sondern um des puren, feststellbaren Schadens willen, den die endgültige Ausrottung von Insektenvertilgern nach sich zöge. Freilich wollen wir mit diesem erschreckenden Beispiel der Versachlichung nicht andeuten, daß auch uns obliege, den Nutzwert des Büchersammelns darzutun, oder daß wir uns zumuteten, auf die geheimen Bücherfreuden zu verzichten. Aber allerdings müssen wir an einem der großen Wendepunkte des europäischen Lebensgefühls wissen, wozu wir da sind, worin unsere Berufung besteht, unsere Würde, welcher Idee Diener und Ausgestalter wir sind.

Dem europäischen, zumindest dem deutschen und dem österreichischen Bibliophilen liegt heute und für die Folgezeit ob, den Bestand an Buchgut selbständig zu sichern und zu sichten. Zwar weisen wir die gelegentlich schon laut gewordene Befürchtung zurück, der Besitzstand unserer öffentlichen Bibliotheken könne gefährdet werden. Man hat in dieser Beziehung

schon an allerlei gedacht, etwa an den möglichen Verkauf von kostbaren Stücken in reicheres Ausland, manchmal sogar auf Stimmen verwiesen, die gar eine „Säuberung“, oder eine „Auskämmung“ unserer öffentlichen Büchereien im Sinne parteipolitischer Tagesnormen zu fordern schienen. Von alledem kann natürlich nicht die Rede sein. Der deutsche Geist wird sich weder seine Freiheit noch seine Universalität auch nur antasten lassen, gehe es im übrigen, wie es wolle, und seine Träger und Walter werden die Zeugnisse und Mittel dieses Geistes bis aufs letzte verteidigen. Wohl aber sind die öffentlichen Bibliotheken gezwungen, ihre Neuanschaffungen äußerst zu beschränken, sind gehindert, manche Gebiete weiter auszubauen, neu auftauchenden Problemen, besonders der Geschichtsbetrachtung, aber auch der Menschenkunde etwa, das nötige Material zu bieten. Hier zumal hätte eine neuzeitliche Bibliophilie einzusetzen. Nach den verschiedensten Richtungen kann hier Ersprißliches geleistet werden, ohne daß der Sammler nötig hätte, zum öden Spezialisten abzusinken, sich nur als Handlanger zu fühlen. Es ist geradezu erstaunlich, auf wie viele Fragen öffentliche Bibliotheken die Antwort schuldig bleiben — wenigstens wenn diese Fragen im Sinne des heutigen wissenschaftlichen Interesses und seiner besonderen Methoden gestellt sind. Mag dies manchmal an der Rubrizierung in den Sachkatalogen liegen — oft genug bestehen wirkliche Lücken. Ich möchte auf ein paar Beispiele aus meinem engeren Arbeitsbereiche weisen. Wer wäre heute in der Lage, auf Grund des in den öffentlichen Sammlungen feststellbaren Bestandes die noch völlig ungeschriebene, ja in ihren wichtigsten Zeugnissen unbekannte Geschichte der deutschen Renaissancedichtung vor Opitz zu erforschen? Tüchtige Kenner werden abstreiten, daß, von dem und jenem Einzelwerk von gewissen, im Verein mit neuen musikalischen Kunstformen entstandenen, liedhaften Erzeugnissen oder von der Herübernahme und durchaus „altfränkischen“ Bearbeitung von Stoffgebieten abgesehen, ein erhebliches Eindringen des Renaissancegeistes im deutschen Schrifttum, sagen wir vor 1620, zu bemerken sei. In Wahrheit aber ist durchs ganze 16. Jahrhundert hin in immer

gesteigertem Maße ein durch die fremden Beispiele erregter und gerichteter neuer und starker Formungswille zu beobachten, der in seiner Rücksichtnahme auf die besondere Rhythmik unseres Sprachbaues gelegentlich Ergebnisse zeitigte, die vor denen opitzischer Reglementierung melodisch manches voraus haben. So geht etwa die Geschichte des deutschen Alexandriners bis ins 16. Jahrhundert zurück, freilich verstecken sich die Belege in theologischen oder zeitgeschichtlichen oder gar juristischen Einzelschriften. Ebenso wenig weiß man, daß es nach Reimbindung, Strophenbau und rhythmischer Versbildung mustergültige deutsche Sonette, Übersetzungen allerdings aus dem Niederländischen, bereits um 1570 gegeben hat, und welche Entdeckungen in dieser Beziehung noch zu machen sind, erfuhr ich selber ganz kürzlich, als mir in einer Umgebung, wo ich mir nie einen derartigen Fund hätte träumen lassen, in einem Buche von 1603 ein ebenfalls ausgezeichnet gebautes deutsches „Sonet“ entgegensprang. (Womit des wunderlichweisen I. V. Andreaë mühsame Umschreibungen von Sonetten, Campanellas also weit hinter dem längst Erreichten zurückbleiben!) Auch an den noch so wenig bemerkten deutschen Zehnsylber in Strophen und Reimpaaren, dessen Denkmale freilich größtenteils auch erst zu entdecken sind, darf erinnert werden. Welch mühelohnendes Arbeits- und Sammelfeld dies alles! Kenntnisse und unverdrossenes Wittern gehören freilich dazu. Denn es handelt sich fast stets um einzelne, oft an den unwahrscheinlichsten Stellen verschlupfte Stücke, aber gerade durch ihr versprengtes Vorkommen in ungewöhnlicher Umgebung gewähren sie blitzartig Einblick in das geistige und soziale Lebensringen ihrer Epoche.

Auf ein weiteres, fast noch unbearbeitetes Sammelgebiet habe ich schon vor mehreren Jahren hingewiesen, auf die volkstümliche deutsche Barockliteratur des katholischen Südens mitsamt seinen westlichen und östlichen Grenzstrichen (Sprache und Mundart im Deutschen in: Bild und Gesetz, 178 ff.). Auch hier versagen unsre öffentlichen Sammlungen fast völlig. Dabei handelt es sich um ein sehr ausgedehntes, eigenartiges, ja, wie ich a. a. O. streife, fast eigensprachliches Schaf-

fen, von dem selbst wohlgeiegte Kunder und Erkunder unserer regionalen, stammesgeschichtlichen Literatur nichts wissen. (Brenner hatte eine Ahnung davon!) Nur ein paar besonders deutlich umrissene Persnlichkeiten kennt man, den „Mirant“ von Schnuffis, Khuen, den deutschen Balde — aber aus Mangel an bersicht nimmt man diese als Einzelercheinungen, erratische Zufalle, verfehlt ihre Einordnung und also ihre geschichtliche Wrudigung. Freilich wird es immer schwerer, des Materials habhaft zu werden, so reich es auch ist. Wie viele dichtende Scholarchen und Pfarrherren gab es dazumal! Wackere, oft auerordentlich sprachbegabte Naturen! In Wallfahrtsheftchen, Erbauungsschriften, Sitten- und Erziehungslehren, als poetische Erluterungen zu Bilderfolgen, oder „submisseste“ Ergusse an Ganner oder zu festlichen Feier- und Trauerakten sind diese Sachen gedruckt worden. Also in Erscheinungsformen, die dem Verderb und dem Verschallen sonderlich ausgesetzt sind. Aber wie wichtig ist es, aus solchem Raumgewirre herauszuholen, was noch ubrig blieb! Hier kommt fast jede Rettung einer Entdeckung gleich.

Auf viele verwandte Gruppen konnte sich das Interesse des einzelnen Sammlers legen. Das ganze weite Feld der volkstumlischen Literaturen war bis jetzt, und bleibt naturlich, von den offentlichen Sammlungen vernachlassigt. Es ist ein doppelt anonymes Gebiet. Nicht nur eines anonymen Autors, sondern auch, wenn man so sagen darf, anonymen Lesers, die darum nicht anspruchloser waren, sehr bestimmte Absichten und Wunsche einem Druckwerk entgegenbrachten. Nur unter gewissen literarhistorischen und folkloristischen Gesichtspunkten gibt es fur diese Gattungen bereits bibliographische Hilfsmittel, so fur die „Volksbucher“ im engeren Sinn, auch fur Kalender, Volksmedizin und ahnliches. Auch diese Zusammenstellungen genugen noch lange nicht, und fur viele Zweige dieser im Zeitalter des Soldat Inconnu doch sicherlich achtungswurdigen Gattung mangeln sie durchaus. Auch hier also ware neben der sammlerischen noch eine bedeutende wissenschaftliche Leistung zu tun. Uberhaupt sollte dem Sammeln des „Unscheinbaren“ mehr Wert beigelegt werden: Den Einzelschrif-

ten aller Art, allem, was für den Augenblick bestimmt ist. Neben ihrem Seltenheitscharme haben diese Kleinigkeiten ihre kulturhistorische Bedeutung, enthalten oft mehr vom Geist ihrer Zeit als die würdigen Wälzer.

Ich halte ein, denn ich könnte ewig fortfahren. Bei Lieblingsthemen wird man leicht redselig. Aber ich glaube doch, die paar Anhaltspunkte genügen, um zu zeigen, was von nun an etwa die Aufgabe büchersammlerischer Naturen zu sein hätte, zumal sie auch im Sinne des Heute zwar Hingabe verlangt, Kenntnisse und Unermüdlichkeit, aber an den so knapp gewordenen Geldbeutel nur wenig Anforderungen stellt und — ihre Erfüllung auch räumlich anspruchslos ist. Prunken kann man mit derlei Sammlungen freilich nicht — aber welcher wahre Bibliophile hätte das je gewollt, hätte je etwas anderes ersehnt als den intimen, höchstens mit wesensverwandten Kennern sparsam geteilten Lustgenuß am persönlichen, nur einem selber wirklich vertrauten Besitz? Wir wollen gewiß damit dem Geschmack am schönen oder kostbaren Buch, oder an dem, was man bisher gemeinhin unter Seltenheit verstanden hat, nichts anhängen. Wer sich weiterhin solche Sammlungen zulegen oder ausbauen kann und will, auch er ist unseres Respektes gewiß, nur eben diese ehemals führend gewesene Bibliophilenart wird immer spärlicher, falls sie nicht ganz verschwindet. Und gerade an ihre Stelle hätte jenes neue, fast geheimbündlerische Sammlertum zu treten.

Jeder wahre Bibliophile ist ein Priester am Geiste. Was er in den Katakomben seiner Liebe birgt, ist nicht nur äußerlich vorm Untergange geschützt. Auch der Gehalt — der ja grade beim Buche mehr ist als der „Inhalt“ — dieser jeweils für Viele bestimmten und doch in jedem Falle einmaligen Tatsache „Buch“ besteht fort, west weiter. Ein Ahnenkultus zartester, stillster Art, das ist die echte Bibliophilie, ein Ahnenkult, der das Gewesene leibhaftig uns verbindet, ja verbündet. Aus dem großen Wissen der Vergangenheit wie aus Bräuchen und Mären tönt das Gebot zu uns, Leben zu erhalten, bei uns zu hegen auch was nur noch in Wirkungen oder aus der Ferne dunkel oder stammelnd herübertraut. Vielleicht wird keines

der Lebensgesetze heute mehr mißachtet als dieses. Und vielleicht rächt keine Übertretung urgegebener Normen sich furchtbarer als dies Zerreißen der Zusammenhänge. So haben wir Bibliophilen denn geradezu einen heiligen Auftrag, einen Auftrag, der über die gesteckten Grenzen hinaus Heil bringen, Unheil verhüten kann. Über diese Dinge ist schwer zu reden, und doch müssen sie genannt werden und ausgesprochen. Und gesagt werden muß noch, mindestens um vorlautem oder bequemem Einwand zu begegnen, daß nicht jede Form des Dabehaltens echtes Erhalten ist im feierlichen Abendscheine dieser Gesinnung. „Die art, wie Ihr bewahrt, ist ganz verfall“, warnt und zürnt der große Dichter und Richter unsrer Zeit. Nicht das tote oder in einem veralteten Verstande „wissenschaftliche“ Stapeln, Aufspeichern und Ordnen haben wir gefordert und gepriesen, sondern seinen Gegensatz, das echte Liebhaben dessen, was war in seinem echtsten, erweckbarsten Überlebsel, dem Buch und allem, was weiter zum Reich der Bücher gehört. Wo sind die letzten Schatzhüter und Buchwarte? Ihnen gilt unser Ruf und unsre Zuversicht.